

Herbie Brennan
Der Elfenlord

Herbie Brennan

Der Elfenlord

Roman

Aus dem Englischen
von Martin Ruben Becker

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Herbie Brennan sind bei dtv junior
außerdem lieferbar:
Das Elfenportal, dtv junior extra 70922
Der Purpurkaiser, dtv junior extra 71174
Der Elfenpakt, dtv junior extra 71257

Ungekürzte Ausgabe
In neuer Rechtschreibung
Dezember 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtvjunior.de
© 2007 Herbie Brennan
Titel der englischen Originalausgabe:
·Faerie Lord·, 2007 erschienen bei Bloomsbury Publishing Plc, London
© für die deutschsprachige Ausgabe:
2007 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Eva Schöffmann-Davidov
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Trump 10,25/12,75
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71331-3

Zu Bett, Verliebte!
Bald ist's Geisterzeit.

Der Sommernachtstraum

PROLOG

Warum bleibe ich dann nicht hier?«, wiederholte Henry. Er wusste, dass er gerade in dieses verflixte Gequassel verfiel, bei dem er nur nachplapperte, was andere sagten, und wie ein Dorftrottel guckte, aber er konnte anscheinend nichts dagegen tun.

»Ja«, sagte Blue bestimmt. »Warum eigentlich nicht?«

Sie schlenderten durch die Gärten des Purpurpalastes und Blue sah absolut fantastisch aus. Nachtblüher hatten begonnen, ihren Duft zu verströmen, und auf dem Fluss spiegelte sich das Licht der Fackeln. Wenn es je einen perfekten Rahmen für einen romantischen Augenblick gegeben hatte, dann diesen, und Henry war klar, dass er gerade dabei war, ihn vollkommen zu vermasseln. »Warum nicht?«, fragte er.

»Ach, Henry, ich wünschte, du bliebest hier«, sagte Blue sanft. Sie streckte ihren Arm aus und nahm seine Hand, so gingen sie gemeinsam am Flussufer entlang. »Du willst nicht zurück nach Hause, ich will nicht, dass du nach Hause zurückkehrst, Pyrgus will nicht, dass du nach Hause zurückkehrst, also: Warum bleibst du dann nicht hier?«

»Pyrgus will nicht, dass ich nach Hause zurückkehre?«, sagte Henry überrascht, dann wurde ihm klar, wie blöd das klang, und es gelang ihm, etwas noch Blöderes zu sagen: »Meine Mutter würde mich umbringen.« Er schaute Blue in der törichten Hoffnung an, dass sie das verstand, und fügte hinzu: »Wenn ich nicht nach Hause käme.«

Blue ignorierte es. »Was wirst du denn machen, wenn du nach Hause kommst?«

Henry dachte kurz nach, dann sagte er vage: »Prüfungen und so.« Dabei war das Ganze überhaupt nicht vage, wenn er daran dachte. Er würde seine Prüfungen ablegen, und wenn er sie bestand, was wahrscheinlich war, lief alles darauf hinaus, dass er schließlich an einer Universität landen würde, allerdings nicht an einer der guten, nicht Oxbridge oder irgend so eine. Aber auf welche Universität auch immer er schließlich ging, er würde sich bis zu einem mittelmäßigen Abschluss durchschlagen und dann Lehrer werden, denn das war es, was seine Mutter wollte. Sie war Lehrerin. Sie war, genauer gesagt, Rektorin einer Mädchenschule. Sie erzählte ihm immer, dass der Lehrerberuf großartig war wegen der langen Ferien, als ob das Maß für einen guten Job darin bestand, wie lange man ihm fernbleiben konnte.

»Du bist doch gar nicht gern zu Hause«, sagte Blue, »jetzt wo dein Vater nicht mehr da ist. Du magst deine Mutter doch gar nicht . . .«

»Nein, aber ich liebe sie«, sagte Henry düster. Das war das Problem. Zu sagen, dass er seine Mutter nicht mochte, war noch untertrieben. Er konnte sie nicht ausstehen. Aber das änderte nichts an seiner Liebe für sie. Er fragte sich, ob Schuldgefühle ein Normalzustand waren.

»Sie zwingt dich dazu, Dinge zu tun, die du gar nicht tun willst«, sagte Blue, als hätte er gar nichts gesagt. »Und sie macht lauter Dinge, von denen du möchtest, dass sie sie nicht tut.« Sie wandte sich ihm zu, um ihn anzusehen.

Wie zum Beispiel Anaïs bei uns einziehen zu lassen, dachte er.

»Wie zum Beispiel Anaïs bei euch einziehen zu lassen«,

sagte Blue trocken. Sie wandte sich ab, und sie setzten ihren Spaziergang fort. »Du bist nicht mehr glücklich in der Gegenwelt. Das weiß ich genau. Jedes Mal, nachdem du nach Hause zurückgekehrt bist, siehst du noch elender aus, sobald du wieder herkommst. Und du hast dort nichts zu tun – nichts Wichtiges. Bloß, na ja . . . Zeug, wie Schule und Prüfungen. Du hast keine Position, so wie du sie hier hast. Niemand hat Respekt vor dir.«

Jetzt mach mal eine Pause, dachte Henry. Langsam wurde es quälend. Nur dass es zufällig stimmte. Oder fast stimmte. Charlie hatte immerhin Respekt vor ihm. Er hatte sogar schon mal den Verdacht gehabt, dass Charlie auf ihn stand. Aber das war's auch schon. Das Leben zu Hause war ein Elend.

»Wenn du dagegen hierbleiben würdest«, fuhr Blue un-nachgiebig fort, »dann hättest du eine wichtige Aufgabe. Du bist schon ein Held –«

Das war Unsinn. Wenn überhaupt, dann war er ein Schurke wegen all dem, was er Blue angetan hatte, obwohl er nicht er selbst gewesen war, als er es getan hatte, und nachdem immer mehr Leute davon erfahren hatten –

»– weil du Pyrgus aus Hael befreit hast, als er Kronprinz war. Und wenn du deine Räume im Palast nicht magst, kann ich dafür sorgen, dass du schönere bekommst und –«

»Nein, nein, damit hat das gar nichts zu tun«, warf Henry schnell ein. »Ich liebe meine Räume im Palast.« Sie waren ungefähr eine Million Mal besser als sein Zimmer zu Hause, außerdem konnte seine Mutter nicht an die Tür klopfen. Und er hatte Diener, verdammt noch mal!

Blue blieb stehen, und weil sie immer noch seine Hand hielt, blieb auch Henry stehen. Das Murmeln des Wassers wurde überlagert von dem fernen Straßenlärm der Stadt:

dem Rumpeln der Karren, dem gelegentlichen Ruf eines Verkäufers. Am Abend erwachte die Stadt zu einem Leben, das ganz anders war als das am Tage.

Blue sagte leise: »Ich bin jetzt auch Kaiserin von Hael, nicht nur des Elfenreiches. Ich brauche jemanden, der mir dabei hilft – alles zu organisieren, weißt du. Pyrgus ist nicht zu gebrauchen – der will bloß dauernd in Schwierigkeiten geraten und Tiere retten – und Comma ist noch zu jung.« Sie sah ihn an, schaute dann weg.

Henry brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, was eigentlich los war, aber dann überrollte es ihn wie eine Lawine. Er blinzelte. »Moment mal . . . Moment, du erwartest doch nicht etwa, dass ich mich um die Hölle kümmere, oder?«

Blue sah ihn immer noch nicht an, aber sie schüttelte den Kopf. »Nein, Henry«, sagte sie, »ich möchte, dass du mich heiratest.«

EINS

Zwei Jahre später...

Was ist los?«, fragte Henry sofort.

Hodge starrte wütend durch die Stäbe des Transportkäfigs. Aisling versorgte ihre blutende Hand, auf ihrem Gesicht zeichnete sich Empörung ab.

»Dein Kater hat mich gebissen!«, schrie sie. »Das böserartige Vieh sollte man einschläfern lassen.«

»Ich hab dir gesagt, dass du ihn in Ruhe lassen sollst«, sagte Henry. Er sah seiner Mutter direkt in die Augen. »Warum ist er im Käfig?«

»Henry, er hat deine Schwester gebissen. Er hat sie auch gekratzt. Glücklicherweise nur auf der Hand. Wenn er sie im Gesicht erwischt hätte, hätte er sie richtig verletzen können. Sie hätte ein Auge verlieren können.«

»Ich hab ihr gesagt, sie soll ihn nicht ärgern«, sagte Henry. »Warum ist er im Käfig?«

»Ich *hab* ihn nicht geärgert!«, brüllte Aisling.

Henry fuhr sie an. »Du ärgerst ihn andauernd, verdammt noch mal! Vom ersten Tag an, seit ich ihn mit nach Hause gebracht habe. Du packst ihn, trietz ihn, nimmst ihm das Futter weg. Kein Wunder, dass er dich gebissen hat. Er ist ein Kater, der seinen eigenen Willen hat. Kein Plüschtier. Er will einfach nur in Ruhe gelassen werden.«

»Ich glaube nicht, dass wir uns in diesem Ton unterhalten sollten«, sagte seine Mutter steif. Sie starrte Henry einen Augenblick lang an. »Tatsache ist, dass er deine

Schwester angegriffen hat und dass sie jetzt blutet. Sie könnte sich Tetanus holen oder sonst eine Infektion. So etwas können wir nicht einfach ignorieren. Ich war sowieso von Anfang an dagegen, dass wir ihn hier zu uns nehmen.«

Henry sah seiner Mutter direkt in die Augen. »Warum ist er im Käfig?«, fragte er zum dritten Mal.

Sie sah weg, zur Seite. »Oh, also, wir werden ihn nicht einschläfern lassen, wenn es das ist, was du denkst. Anaïs holt gerade den Wagen. Wir bringen ihn zum Tierarzt, um ihn kastrieren zu lassen.«

Einen Augenblick lang stand Henry einfach nur da wie vom Donner gerührt. Dann sagte er: »Du lässt ihn kastrieren, weil er Aisling gekratzt hat? Zur Strafe?«

»Nein, natürlich nicht«, sagte seine Mutter ungeduldig. »Er wird einfach nur viel ruhiger sein, wenn er kastriert ist. Keine Leute mehr angreifen.« Sie schnüffelte. »Und sehr viel sauberer.«

»Mama, er hat in seinem ganzen Leben noch nie jemanden angegriffen außer Aisling, und das nur, weil sie ihn ärgert. Sie ärgert ihn die ganze Zeit. Und was soll das heißen, sauberer?«

»Kater-Urin«, sagte seine Mutter. »Sie markieren ihr Territorium. Ich glaube, nicht mal du möchtest diesen Geruch im Haus haben.«

»Er spritzt nicht im Haus herum«, sagte Henry. »Er hat noch nie im Haus herumgespritzt. Vielleicht spritzt er ein bisschen in den Garten, aber das ist doch was anderes.«

»Die haben doch gar nicht die Wahl«, sagte seine Mutter beschwichtigend. »Das ist ihr natürliches Revierverhalten, wie ich schon gesagt habe, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis er anfängt, das auch im Haus zu tun. Wir alle ha-

ben beschlossen, dass es besser ist, etwas zu unternehmen, bevor er wirklich damit anfängt.«

»Nicht alle«, sagte Henry sofort. »Wir haben das nicht alle beschlossen. Du und Aisling und wahrscheinlich auch Anaïs haben das beschlossen. Ich habe überhaupt nichts beschlossen. Ich bin nicht mal gefragt worden – aber er ist mein Kater!« Streng genommen war er Mr Fogartys Kater, aber Mr Fogarty hatte ihn seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, also konnte er genauso gut Henrys Kater sein.

»Sprich bitte leiser, Henry«, sagte seine Mutter zu ihm. Sie wartete einen Augenblick, als ob er Zeit brauche, sich in den Griff zu kriegen, dann sprach sie in ihrem vernünftigen Tonfall weiter: »Wir dachten, es wäre viel leichter für dich, wenn wir es einfach täten. Ich weiß, wie sehr du den alten Kater liebst, und so müsstest du dir keine Sorgen über die Wirkung der Narkose oder die Risiken der Operation machen. Ich dachte eigentlich, du wärst gar nicht zu Hause.«

So war es immer schon gewesen. Seine Mutter bestand darauf, dass jede Gemeinheit, die sie jemals begangen hatte, *nur zu seinem Besten* war. Und seit Anaïs eingezogen war, war es noch schlimmer geworden. Anaïs selbst war in Ordnung – Henry mochte sie ziemlich und sie war sogar auf seiner Seite gewesen, als er Hodge zu ihnen holen wollte –, aber wenn es um die Dinge ging, die Henrys Mutter wirklich wichtig waren, wie dieser blöde kleine Kratzer auf Aislings Hand, dann schien Henrys Mutter Anaïs immer auf ihre Seite ziehen zu können. Wie jetzt. Anaïs war losgezogen, um den Wagen zu holen, mit dem sie Hodge zum Tierarzt bringen wollten. Nicht weil er im Haus herumgespritzt hatte oder es jemals tun würde, sondern weil er in Notwehr Aisling gebissen hatte und Henrys Mutter ihm eine Lektion erteilen wollte.

Das war typisch für das, womit er sich hatte herumschlagen müssen, seit er ein kleiner Junge gewesen war. Und da sein Vater schon lange fort war, lebte er jetzt in einem reinen Frauenhaushalt und es war fortwährend schlimmer geworden. Aber er war kein kleiner Junge mehr und er würde das nicht hinnehmen.

Henry ging zum Käfig rüber. »So nicht, Mama«, sagte er und schnippte den Riegel weg.

Hodge schoss aus seinem Käfig wie eine Rakete.

ZWEI

Was hast du getan?«, rief Charlie aus und grinste begeistert.

»Ich hab ihn rausgelassen«, sagte Henry. »Ein Küchenfenster stand offen, und seitdem haben wir ihn nicht wieder gesehen. Ich glaube, er wusste, was sie ihm antun wollten.«

Seite an Seite saßen sie auf einer Parkbank. Die Sohle von Charlies linkem Turnschuh begann sich abzulösen, und sie fummelte ergebnislos daran herum. Henry fand, dass sie auf eine knuddelige Art sehr hübsch aussah, seitdem sie etwas zugenommen hatte. Plötzlich ließ sie ihren Schuh los und fragte: »Warum wolltest du Hodge eigentlich nicht operieren lassen?«

»Ich wollte es halt nicht«, sagte Henry. »Außerdem ist er ja auch gar nicht mein Kater.«

»Nein«, sagte Charlie. »Er ist Mr Fogartys Kater. Hast du immer noch nichts von ihm gehört?«

»Von Mr Fogarty? Nein. Nein, hab ich nicht.«

Beiläufig sagte Charlie: »Es ist jetzt achtzehn Monate her.«

In Wirklichkeit war es mehr als zwei Jahre her, aber Henry musste vorsichtig sein. Die offizielle Version lautete, dass Mr Fogarty verreist war, um seine Tochter in Neuseeland zu besuchen, und dass er Henry gebeten hatte, auf sein Haus und seinen Kater aufzupassen . . . Aber diese Geschichte wurde von Monat zu Monat unglaublicher. Charlie hatte ihn noch nicht damit konfrontiert, aber Henrys Mutter ließ sich endlos über diese Vereinbarung aus. Nur die regelmäßig eintreffenden Schecks hatten sie bislang davon abhalten können, weiter in ihn zu dringen. Sie waren mit einem schlichten »A. Fogarty« unterschrieben und sie nahm an, dass A für »Alan« stehe.

»Du weißt ja, wie alte Leute sind.« Henry zuckte vage mit den Schultern.

Charlie starrte auf den Zierteich und beobachtete zwei Schwäne, die anmutig auf das Ufer zuglitten. »Und was willst du nächstes Jahr machen, wenn du zur Uni gehst?«

»Wer sagt denn, dass ich zur Uni gehen werde?«, fragte Henry. »Vielleicht schaff ich den Abschluss ja gar nicht.«

»Oh, den wirst du locker schaffen«, sagte Charlie. »Und dann bist du weg. Wo willst du dich denn bewerben – in Oxford? Cambridge?«

»Keine Chance«, sagte Henry. »So schlau bin ich nicht.«

Diesmal zuckte Charlie mit den Schultern. »Ist auch egal. Wo auch immer du dich bewirbst, das heißt, dass du wegziehst – hier gibt es nichts. Und wenn du wegziehst, kannst du nicht mehr auf Mr Fogartys Haus aufpassen oder Hodge vor einem Schicksal bewahren, das schlimmer ist als der Tod, oder dich mit mir treffen oder so.«

Henry reagierte sofort auf ihre eigentliche Besorgnis.
»Oh, natürlich kann ich mich mit dir treffen. Ich kann am
Wochenende nach Hause kommen.«

»Nicht jedes Wochenende.«

»Nein, vielleicht nicht. Aber, na ja . . . ab und zu.«

»Ab und zu?«

»Ja«, sagte Henry. »Ab und zu.«

»Weißt du eigentlich, dass Schwäne ihr Leben lang zu-
sammenbleiben?«, fragte Charlie plötzlich.

»Das habe ich, glaube ich, irgendwo mal gelesen.«

»Wenn einer stirbt, paart sich der andere nie wieder«,
sagte sie, als hätte er gar nicht gesprochen. »Niemals.« Sie
wandte ihren Kopf, um ihn anzusehen, und leckte sich
leicht über die Lippen. »Henry, ich glaube, wir sollten es
bleiben lassen.«

»Was bleiben lassen?«, fragte Henry begriffsstutzig.

»Unsere Beziehung«, sagte Charlie.

Als er zurückkam, hatte Henry endlich mal das Haus für
sich allein. Er nahm sich einen Joghurt mit auf sein Zim-
mer und setzte sich hin, um einen Brief zu schreiben.

Liebe Mrs Bahrenbohm, schrieb er, dann stockte er.

Schon hier wurde es kompliziert. Angela Fogarty, Mr
Fogartys Tochter, hatte einen amerikanischen Industriel-
len namens Clarence Bahrenbohm geheiratet und war dann
nach der Scheidung mit einem Teil seines Geldes nach
Neuseeland ausgewandert. Sie bestand darauf, den Namen
Bahrenbohm für alles zu benutzen außer für Geldgeschäfte,
die sie unter ihrem Mädchennamen erledigte.

Henrys Füller zuckte wieder und schrieb: *Ich schreibe
Ihnen, um Ihnen mitzuteilen, dass ich dieses Jahr mein
Abitur mache und hoffe, nächstes Jahr auf die Universität*

zu gehen. Ich weiß aber nicht, wo das sein wird (die Universität) . . .

Wieder stockte er. Er war sich nicht einmal sicher, ob er wirklich auf die Universität gehen würde. Anders als er es Charlie gegenüber dargestellt hatte, dachte er, dass seine Noten schon in Ordnung sein würden, aber als er versucht hatte, mit seiner Mutter über seine Zukunft zu sprechen, war sie ausgewichen, was ein schlechtes Zeichen war. Er hegte manchmal den Verdacht, dass es Geldprobleme gab, aber sie legte die Karten einfach nicht auf den Tisch. Anaïs behauptete, sie wisse es nicht.

Er zuckte mit den Schultern. Es war egal. Selbst wenn er niemals zur Universität gehen würde, würde er hier nicht bleiben, wenn er die Schule hinter sich hatte.

. . . denn hier in der Gegend gibt es keine entsprechenden Einrichtungen, fuhr er fort. Das bedeutet, dass ich mich bald nicht mehr um das Haus Ihres Vaters und seinen Kater (Hodge) werde kümmern können, so wie ich es in der Vergangenheit getan habe.

Ich danke Ihnen sehr für das Geld, das Sie schickten – er strich schickten durch und fügte geschickt haben ein, dann startete er das Blatt an und überlegte, ob er alles noch mal schreiben sollte. Einen Augenblick später beschloss er dann, dass dies kein Schulaufsatz war, und schrieb weiter: Aber ich bedaure sehr, dass ich das Arrangement, so wie es bis heute funktioniert hat, nicht mehr werde aufrechterhalten können. Ich schreibe Ihnen heute schon, um Ihnen das rechtzeitig zu sagen, damit Sie ein anderes Arrangement treffen oder sonst das Haus verkaufen können (Angela glaubte, dass ihr Vater tot war und dass das Haus aufgrund seines Testaments ihr gehörte; nur Henry wusste, dass es anders war) oder was immer Sie dann vorha-

ben. Bitte antworten Sie mir und schreiben Sie »Persönlich« auf den Umschlag, lassen Sie mich wissen, was Sie beschlossen haben und ob ich Ihnen im nächsten Jahr irgendwie behilflich sein kann über unsere gegenwärtige Vereinbarung hinaus.

Er unterschrieb den Brief mit *Henry Atherton*, fügte dann sofort ein PS hinzu:

PS: Ein paar Kinder haben im Erdgeschoss eine Fensterscheibe zerbrochen, aber ich habe es mit Geld aus dem Eventualfonds reparieren lassen. Er wusste, dass er es dabei belassen sollte, aber er konnte seine Hand irgendwie nicht daran hindern weiterzuschreiben: PPS: Ich könnte mich weiterhin um Hodge (den Kater) kümmern, selbst wenn ich mich nicht mehr um das Haus kümmern kann. Ich möchte nicht, dass er eingeschlüfert wird oder so etwas.

Er saß da und starrte lange auf die Worte. Am besten erwähnte er das derzeitige kleine Problem mit Hodge gar nicht oder die Tatsache, dass er keinen Schimmer hatte, wo er im Moment war. Hodge kam mit Sicherheit wieder – er war zu alt, zu fett und zu faul, um sich noch allein in der Welt durchzuschlagen. Das Kunststück wäre, dafür zu sorgen, dass Henrys Mutter ihn nie wieder in die Finger kriegte.

Selbst wenn ich auf die Universität gehe. Wie um Himmels willen würde er auf einen Kater aufpassen können, während er auf die Universität ging? Aber er würde sich etwas einfallen lassen. Das war er Mr Fogarty schuldig. Und Hodge. Seine Hände zitterten leicht, als er den Brief zusammenfaltete.

Da unten immer noch niemand war, klaute er eine Briefmarke und einen Luftpostaufkleber vom Schreibtisch seiner Mutter und dann zog er wieder seinen Mantel an:

Je schneller er das wegschickte, umso besser. Als er die Haustür öffnete, erwartete Hodge ihn schon auf der Türschwelle.

»Ach, da bist du ja«, sagte Henry.

Gegen Hodges wütenden Widerstand stopfte Henry ihn in den Transportkäfig. »Das ist zu deinem eigenen Besten«, zischte er und lutschte seinen Daumen ab, wo das Vieh ihn blutig gekratzt hatte. »Hier willst du wirklich nicht mehr bleiben.« Es würde ein blödes Gehetze werden, während der Abschlussprüfungen immer zu Mr Fogartys Haus rasen zu müssen, um Hodge zu füttern, aber er sah keine Alternative. Er kannte seine Mutter.

Während er auf den Bus wartete, dachte Henry an Charlie und daran, wie sie gesagt hatte, dass ihre Beziehung nun vorbei sein sollte. Er war überrascht, wie wenig es ihm ausmachte. Er war mit Charlie, seit sie klein gewesen waren, eng befreundet, aber vor einem Jahr hatte das Ganze romantische Züge angenommen, und um ganz ehrlich zu sein, war eher Charlie die treibende Kraft gewesen.

Die Busfahrt war ein Albtraum. Hodge jaulte die ganze Zeit, und mehrere Fahrgäste starrten Henry an, als ob er gerade einen Mord begehen wollte. Aber Hodge beruhigte sich, sobald sie den Bus verlassen hatten, und als Henry ihn Mr Fogartys Sackgasse entlangtrug, schaute er sich schon durch die Käfiggitter um, als ob er den Ort wiedererkannte.

Mr Fogartys Haus, das letzte in der Straße, sah, allen Bemühungen Henrys zum Trotz, wirklich heruntergekommen aus. Die meisten Probleme gingen auf die Zeit zurück, als Mr Fogarty noch selbst dort gewohnt hatte – er hatte Pappe auf die Fenster im Erdgeschoss geklebt, damit die Leute nicht hineinschauen konnten, sich selten um Reparaturen

gekümmert und er hatte die Angewohnheit, seine halb gegessenen Hamburger auf dem Sofarand liegen zu lassen, wo sie dann verrotteten. Jetzt, wo es unbewohnt war, hatte sich der Verfallsprozess noch beschleunigt. Selbst wenn Henry nicht vorgehabt hätte wegzuziehen, wäre es sinnvoll, das Haus zu verkaufen, bevor es einstürzte.

Er trug Hodge im Käfig bis zur Haustür und schloss auf – er besaß schon seit einigen Jahren seine eigenen Schlüssel. Dann ging er durch die Küche, stellte den Käfig auf den Boden und entriegelte ihn. Hodge streckte sich, schaute sich misstrauisch um und kam dann langsam heraus.

»Willst du jetzt dein Whiskas oder ziehst du es vor, in den Garten zu gehen und alles zu töten, was sich bewegt?«, fragte Henry ihn im Plauderton. Hodge lief zur Hintertür und setzte sich davor, ohne sie aus den Augen zu lassen. Er wartete geduldig. »Dann heißt das wohl voller Kampfeinsatz, oder?«, sagte Henry. Er ging hinüber, zog den Riegel hoch und schloss die Hintertür auf.

Zwei Fremde standen draußen auf dem Rasen.

Henry runzelte die Stirn. Er war auch nicht ansatzweise so paranoid wie Mr Fogarty, aber dieser Garten *war* ein Privatgrundstück, und er konnte keinen Grund dafür erkennen, warum diese beiden da herumschnüffeln sollten.

Der Mann war Mitte dreißig, kräftig gebaut und hatte einen roten Haarschopf, der bereits grau wurde. Er trug einen eleganten grünen Anzug und Wildlederschuhe. Das Mädchen schien viel jünger zu sein. Sie hätte seine Tochter sein können, nur dass sie Bluse, Rock und Mantel trug, die aus sahen, als kämen sie aus der Altkleidersammlung.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte Henry kühl.

Es war wie in einer dieser Szenen aus Filmen, wo plötzlich alles in Zeitlupe abläuft und jede Bewegung Strei-